

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 81 (2016)
Heft: 3

Artikel: Lachs- und Nasenfischerei im Baselbiet
Autor: Salathé, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lachs- und Nasenfischerei im Baselbiet

«Ein Buch über Fischerei und Fischzucht auf der alten Baselbieter Landschaft zu schreiben, erscheint auf den ersten Blick doch eher ungewöhnlich. Als Binnenland verfügt unsere Region heute über keinen besonderen Bezug zum Wasser und somit zum Fisch». So heisst es im Vorwort der kürzlich erschienenen, breit angelegten und differenzierten Studie «Karpfen und Nasen» von Marco Geu.¹ Sie stützt sich auf ein umfangreiches Quellenmaterial und widerlegt die landläufige Auffassung, wonach Fischerei und Fischzucht im Baselbiet nie eine Rolle gespielt hätten.

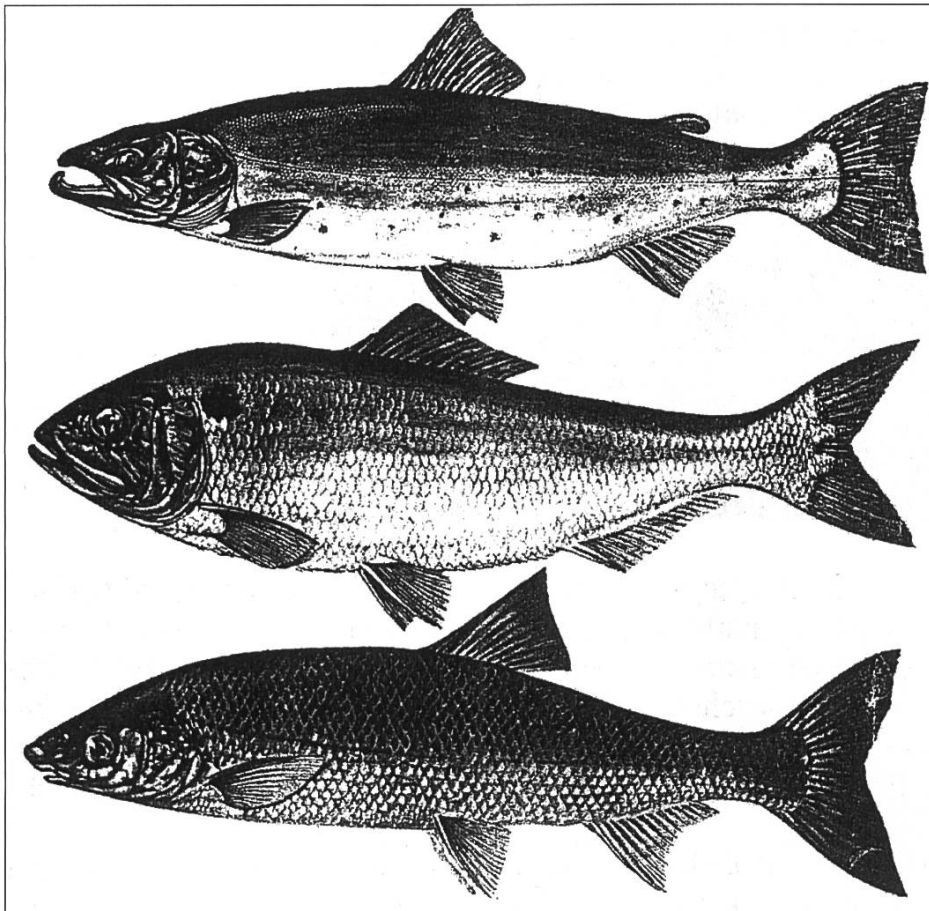
¹ Geu, Marco: «Karpfen und Nasen». Quellen und Forschungen, Liestal 2015.

Ich schliesse mich dieser Beurteilung an und vertiefe in diesem Sinn das Bild der Baselbieter Lachs- und Nasenfischerei.

Die Salmen- und Lachs-Fischerei in Augst und Kaiseraugst

Die Berufsstatistik des 20. Jahrhunderts weist für Augst den letzten Berufsfischer des Kantons aus.² Es war Max Blank (1930–2000). Im benachbarten aargauischen Kaiseraugst kam diese Ehre Albert Schauli (1888–1964) zu, der lange Jahre

² nach Salathé René: «Augst und Kaiseraugst – Zwei Dörfer, eine Geaschichte», Liestal 2007, Band 2, S. 245 ff. und «Die Birs- Bilder einer Flussgeschichte», Liestal 2000, S. 152 ff.



Die einst wichtigsten Brotfische der Rheinfischer (von oben nach unten): Lachs/Salm, Maifisch und Nase (aus: Augst und Kaiseraugst, Bd. 2, S.246).



Max Blank. Foto aus Familienbesitz. (Aus: Augst und Kaiseraugst, Bd. 2, S. 251)

ganz selbstverständlich zum Erscheinungsbild des wöchentlichen Basler Fischmarktes gehörte. Für beide Fischer und ihre Familien war besonders jener Speisefisch wichtig, den man bis zum längsten Tag als Salm und dann bis zum kürzesten Tag als Lachs bezeichnet.

Der atlantische Lachs (*Salma salar*), den wir hier in Europa kennen, ist ein Wander-

fisch. Von den Fischgründen südwestlich Grönlands bis zum Rhein und anderen europäischen Flüssen, wo man ihm als Leckerbissen nachstellt, legt er bis zu 5000 km zurück. Eines der wichtigsten Lachsfanggeräte war die «Woog».³ Als Woog bezeichnet

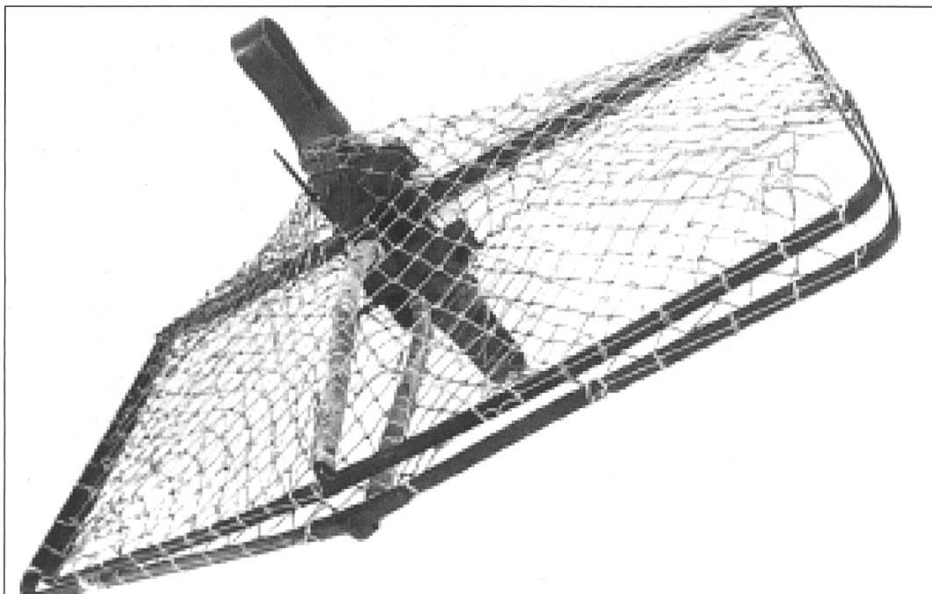
³ nach Minder Rudolf: «Fischen, Flössen, Jagen» in Birsfelder Heimatkunde, Liestal 1975, S. 170 ff.



Salmenwoog am Birsfelder Hardeggen. (Aus: Birsfelder Heimatkunde)

nete man im Alemannischen früher tiefe Wasserstellen in der Nähe des Ufers, wo sich durch rückläufige Strömungen Wirbel bildeten, die ziehende Lachse anlockten. Vom Ort, wo das Fanggerät aufgestellt wurde, übertrug sich dann der Name auf das letztere selbst.

So sah beispielsweise die Birsfelder Hardeggen-Woog aus, die früher an der Stelle des heutigen Ölsteigers der Firma Geldner auf einem mit Bruchsteinen künstlich angelegten und hinterfüllten Böschungsvorsprung aus geschichteten Baumstämmen stand. Wegen dem nicht billigen Bau der



Lachsfalle. (Aus: Birsfelder Heimatkunde).

Anlage wurde sie von zwei Fischern betrieben. Auf der kleinen «Halbinsel» befanden sich die Hebe-Funktion für das Netz sowie eine Schutzhütte. Am besten lässt sich eine Woog mit einem zwischen Grashalmen angebrachten Spinnennetz vergleichen. Ihr Fangnetz (4x4 m mit 60 mm-Maschen) lag senkrecht in der Gegenströmung und bedeutete für die flussaufwärts ziehenden Fische Gefahr. Die Rolle der auf der Lauer liegenden Spinne übernahm der Fischer, der hoch über dem Wasser im Wooghüsli sass und hütete. Er erreichte das Häuschen vom Land aus über eine kleine Brücke, während von der Plattform des Wooghüsli eine Treppe zum Wasser hinunterführte. Gefischt wurde meistens nachts, wobei sich die Besitzer einer Woog ablösten. Im

Häuschen gab es deshalb ausser Tisch und Bank auch ein Bett, wo der jeweils gerade dienstfreie Fischer seine Ruhezeit zu verschlafen pflegte, während sein Kollege an einem Tischchen sass. In der Hand hielt er ein Hölzchen, das mit zahlreichen Schnürchen durch ein Loch im Fussboden mit dem Garn verbunden war. Verirrte sich nun ein Fisch längs des Ufers und «rannte» ins Netz «ein», so brachte er durch sein ungestümes Zappeln die Reizfäden und damit auch das Holzstückchen zum Zittern – es «rupfte», der Fischer war alarmiert und betätigte augenblicklich das komplizierte Hebewerk. Jetzt schnellte das Netz in die Höhe und schwebte frei über dem Wasser. Für den Fisch gab es kein Entrinnen mehr. «Ein weiteres Lachsfanggerät war die



Fischergalgen sind für die Augster und Kaiseraugster Rheinstrecke charakteristisch (Foto Ursi Schild; Repro aus: Augst und Kaiseraugst, Bd. 2, S. 248).



Die Kaiseraugster «Baumerwoog» (aus: Augst und Kaiseraugst, Bd. 2, S. 247).

Lachsfalle, eine Bügelfalle von etwa einem Meter Länge. Zwischen zwei Bügeln war ein grobmaschiges Netz befestigt, das flach auf der kiesigen Rheinsohle ausgelegt wurde. Ein oft aus Holz gefertigter Lockfisch wurde unmittelbar vor die Falle gebunden. Die Bügel schnappten zu, wenn der Fisch einen senkrecht in der Mitte angebrachten Stab berührte. Die meisten Salme oder Lachse wurden jedoch mit der Woog gefangen.»⁴

Typisch für unsere Gegend ist der Fischgalgen – wir finden ihn im Baselbiet auch heute noch im Mündungsbereich der Birs

und rheinaufwärts längs des Muttener und Prattler Rheinufers. Vor dem Birsfelder Hafen- und Kraftwerkbau, als der Rhein ein noch unverbautes Ufer besass, war er natürlich viel häufiger anzutreffen. Mit seinem festen Galgenbaum und dem schwenkbaren Ausleger, von dem aus mittels Drahtseil und Winde das Netz gehoben werden kann, bildet er ein malerisches Element der Flusslandschaft.

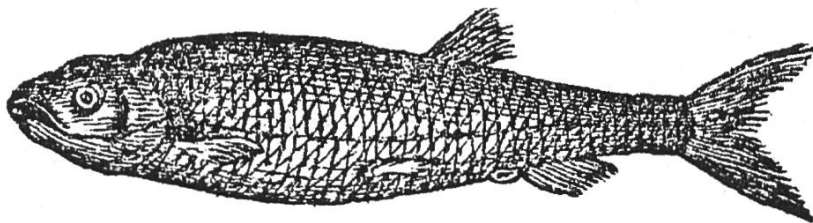
Die ersten silbergrauen Salme wurden im Mai gefangen; es waren meist grosse und fette Exemplare – keines unter 18 Pfund. Die Fangstatistik der beiden Familien Schauli und Blank lässt sich sehen: Jährlich gingen ihnen zwischen 1912 und

⁴ Ebd. S. 173.

1932 nicht weniger als 350 Lachse und 60 Salme in die 23 von einem Grenzacher Handschmied gelieferten Lachsfallen. Lebende Lockfische – also bereits erbeutete Lachse – wurden dazu vor die Fallen angebunden; als die Lachse immer seltener wurden, taten es auch hölzerne. Das Stellen dieser Fangeinrichtungen erforderte nicht nur viel Geschick, sondern besonders bei schlechtem Wetter Überwindung und Ausdauer. Der grösste gefangene Lachs wog 43 Pfunde, 25-Pfünder waren nicht allzu selten, im Durchschnitt wogen sie aber 8 bis 12 Pfunde. Doch 1932 setzte der Bau des Kraftwerks Kembs, der den Fischen den Aufstieg verwehrte, der Lachsfischerei ein Ende. Während die Fischereistatistik von 1915 für die aargauische Rheinstraße von Kaiseraugst bis Laufenburg noch den Fang von 1120 Salmen und Lachsen im Gesamtgewicht von

5500 Kilogramm meldete, wurden 1959 nur noch vier Exemplare dieses köstlichen Speisefisches gefangen. 1952 hatte Albert Schauli in Kaiseraugst den letzten Atlantiklachs an Land gezogen. Ein trauriger Tatbestand, den Christian Morgenstern (1871–1914) mit launigen Versen auf den Punkt gebracht hat.

*Ein Rheinsalm schwamm den Rhein
bis in die Schweiz hinein.
Er war schon weissgottwo.
doch eines Tages – oh –!
da kam er an ein Wehr
das mass zwölf Fuss und mehr!
Zehn Fuss – die sprang er gut!
Doch hier zerbrach sein Mut.
Drei Wochen stand der Salm
am Fuss der Wasser-Alm.
Und kehrte schliesslich stumm
nach Deutsch- und Holland um.*



Von dem Nasenfange.

N jährlich zu Frühlingszeit, gemeiniglich in dem Aprillmonate, bey dem Ausflusse der Birse in Rheine, ein bey uns berühmter Fischfang zu beschehen pfleget, so müssen wir bey Abhandlung der zu St. Jakob gehöriger natürlichen Merkwürdigkeiten, auch einige Nachricht hiervon erteilen.

«Von dem Nasenfange»
aus Daniel Bruckners
«Versuch einer Beschreibung
historischer und
natürlicher Merkwürdig-
keiten der Landschaft Ba-
sel» 1750

1986, ein Jahr nach der Sandoz-Katastrophe von Schweizerhalle, wurde von der internationalen Kommission zum Schutz des Rheins das Aktionsprogramm «Rhein» beschlossen, das eine Verbesserung des Ökosystems im gesamten Rheingebiet zum Ziel hat. «Zugpferd» des Programms ist gewissermassen der Lachs, denn gemäss dem Projekt «Lachs 2000» sollte der Rhein im dritten Jahrtausend wieder zu einem Lachs-Gewässer werden. Auch Birs, Ergolz und Wiese sind als potentielle Lachsgewässer in dieses ehrgeizige Projekt eingebunden. So wie es 2016 aussieht, dürfte das Ziel sehr bald erreicht sein!

Der «Nasenstrich» in der Birs und in der Ergolz

Schauplatz des «Nasenstrichs» – dieser aus der Bewegung des «flussaufwärts Streichens der Fische» entstandenen Bezeichnung für den Nasenfang – waren im Frühling die Nebenflüsse des Rheins – Birs, Ergolz und Wiese. Dort suchten die Nasen anfangs April an kiesreichen Stellen ihre Laichplätze auf und drängten sich dabei oft so dicht wie Heringe in der Nordsee. Kein Wunder, dass der «Nasenstrich» an der Birmündung darum auch die Aufmerksamkeit des Basler Historikers Daniel Bruckner (1707–1781) gefunden hat. In seinem breit angelegten, in der Mitte des 18. Jahrhunderts erschienenen «Versuch einer Beschreibung der historischen und natürlichen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» hat er dieser «Fisch-Merkwürdigkeit» 1750 ein eigenes Kapitel gewidmet.⁵ Und das ist seine Beschreibung «Von dem Nasenfange»:

«Es werden diese Fische, welche allhier in grosser Menge gefangen werden, und deren Abriss hierbey gehet, wie männiglich bekannt, Nasen genennet. Zu welchem Name Anlas gegeben die sonderbare Gestalt ihres Kopfs, da nemlich der obere und vorderste Teil desselben auf eine besondere Weise über sich gebogen, und einer aufgeworffenen Nase sich vergleicht, so dass dem Bericht nach der Naturkündiger, nicht leicht eine andere Gattung Fisch zu finden, von welcher sich hierinne unsere Nase nicht unterscheiden. Ueber das ist auch das Maul in seinem Umkreise mit einem zimlich dicken Bord, gleich als mit dicken Lippen versehen.

Die Länge einer Nase ist ohngefähr 9 bis 10 Zoll; die Breite aber, wo selbige nemlich am breitesten, mach 2 bis 3 Zoll aus. Die Ohren dises Fisches seyn klein, die Schüppen aber zimlich breit. An dem inwendigen der Nase ist zu merken, dass das Peritoneum, oder die Haut, damit der Bauch innerlich überzogen, darinn etwas besonders habt, das selbige ganz schwarz ist.

Den Geschmack oder die Annemlichkeit dises Fisches anbelangend, so verhaltet es sich damit, wie mit andere Dingen, welche denen Menschen zur Speise dienen; massen einige, darunter auch der berühmte Gesnerus, nicht dafür halten, dass viel Rühmens davon zu machen, und disem Fische, ein lukes und ungeschmacktes Fleissch zueignen; andere aber denselben, wann er gebraten zimlich schmackhaft finden. Durchgehends aber werden die viele kleine Kräte, damit derselbe, sonderlich gegen dem Schwanz, angefüllet, für unangenehm und mühsam im Essen gehalten. In vorigen Zeiten wurden viele derselben, gleich den Häringen, eingesalzen.»

⁵ Bruckners «Versuch» erschien in den Jahren 1748–1762. S. 534 ff.

Für die Nase war die Birs vor der Korrektur im Mündungsgebiet zwischen Rhein und Neuer Welt dank der zahlreichen, von Kiesbänken gesäumten Arme ein idealer Laichgrund:

«In der Zeit, wenn die Nase in den Birsflusse eintrittet, suchet sie alsobald ihren Rogen, mit deme sie häufig angefüllt ist, abzulegen, über welchen das Männlein seine Milch ausspritzt, dass die Rogen von der Milch wie eingeschlossen und darmit überzogen werden; welche Materi, als ein dünnes Geplaster, alle Steine, Kiess und Sand, überziehet, und deme sehr fest sich anzuhenken pflaget; also dass vast auf allem Gesteine die angebachene Rogen zu finden und deutlich zu sehen sind, samt denen schwarzen Pünktlein und Merkmalen des Fisches; welcher bey schönem Wetter, nach dem Verlaufe von 14 Tagen, ausgeschloffen und lebendig ist.

Bey kleinem Gewässer kann man bemerken, dass der ganze Grund des Wassers von diser Laich, gleich als einer dünnen Haute, bedeckt ist, welche sich bisweilen zu dreyssig bis mehrere Schritte weit ausdehnet.

Die Nase aber, durch dise Arbeit ermüdet, kehret in den Rhein zurück, und suchet in dem tieffen und stillen Gewässer, durch frisches Waiden die verlorne Kräfte sich wiederum anzuschaffen.

Bisweilen ist diser Nasenfang so glücklich, dass während dem Nasenstrich, so eine Zeit von etwan vier Wochen ausmacht, bey hundert tausend, bisweilen auch merklich weniger, gefangen werden, so findet sich, dass die Ausbeute, ein Jahr in das andere, zu vierzig oder fünfzig tausend belauffet.»⁶

Gefischt wurde oberhalb und unterhalb der Birsbrücke. Dort verengte sich der Flusslauf, so dass es leicht fiel, ihn mit Netzen regelrecht abzuschliessen. Für die aufsteigenden Nasen gab es jetzt kein Durchkommen mehr.

«Für den Birs-Nasenfang war auch der sogenannte «Nasenbach» oder «Nasen-graben» von grosser Bedeutung. Dabei handelte es sich um einen vom St. Albanteich abgeleiteten Kanal, welcher wenig oberhalb der Birsbrücke in die Birs mündete. Im Nasenbach wurden die gefangenen Nasen «zwischengelagert» und so frisch gehalten. Dann wurden sie auf den Fischmarkt gebracht.» Noch heute erinnert in Basel der Strassenname «Nasenweg» unweit der Birs an diesen Bach. Dank der tiefen Preise konnten sich damals auch Stadtbewohner mit geringem Verdienst mit Fisch eindecken. «Dem massenhaften Angebot stand somit auch eine massenhafte Nachfrage auf dem Markt gegenüber, welche gute Erträge garantierte. Der Nasenfang in der Birs war deshalb das einträglichste Fischereirecht auf der alten Basler Landschaft.»⁷

Doch jede Medaille hat auch ihre Kehrseite: So klagten am 24. März 1824 die Eigentümer des Weidelandes auf dem linken Birsufer von St. Jakob birsaufwärts, dass den Ufern und Weidepflanzungen immer wieder Schaden zugefügt werde. Auch würden die «Nasenfänger» Steine aus dem befestigten Ufer ausgraben und «sich damit Standpunkte im Birslauf bauen.»

Auch in Augst und Kaiseraugst gehörte der Nasenfang bis 1913 zum Jahresrhythmus.⁸ Am «Rueditag», dem 17. April, erwartete man in der Ergolz-mündung die ersten Nasen. Für die Bevölkerung von Augst und Kaiseraugst brach jetzt eine

⁶ Ebd.

⁷ Geu, S. 36.

⁸ nach Salathé.

bewegte Zeit an. Bei Einbruch der Dunkelheit versammelten sich die Männer der beiden Dörfer am unteren Ergolzufer; die Kaiseraugster auf der Aargauer und die Augster auf der Baselbieter Seite. Die mit Bähren und Sack ausgerüsteten Fischer stellten zunächst einmal fest, welche Stellen die Nasen zum Laichen wählten und warteten dann die zum Einsetzen der Bähren günstige Zeit ab. Wenn es endlich ganz dunkel war, gab ein altbewährter Fischer mit dem Ruf «yne» das Zeichen zum Einsatz. Massenhaft konnten jetzt die aufgescheuchten Nasen gefangen werden; sie wurden getötet und in die umgehängten Säcke gestossen. Wenn nach allgemeiner Überzeugung und Erfahrung das weitere Einsetzen der Bähren sich nicht mehr lohnte, gab der gleiche Fischer, der zuvor das Startsignal gegeben hatte, den Befehl «use». Je nach Fangergebnis zogen jetzt die Fischer heim oder lagerten sich am Ufer um ein flackerndes Feuer, wo sie unter Erzählen und Plaudern eine weitere Gelegenheit zum Nasenfang abwarteten. Nach anderthalb Stunden Ruhe, wenn andere Fische zum Laichen in den Bach eingekehrt waren, ging das Fischen erneut los; man fischte wieder eine halbe Stunde oder noch länger, setzte sich ein zweites Mal um das wärmende Feuer, und bald brach die Morgendämmerung an. Wie alte Leute um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert zu erzählen wussten, hätten sich früher so viele Nasen eingefunden, dass man sie mit dem Heurechen herausziehen konnte. In Zeiten des Überflusses sei es daher auch vorgekommen, dass man beim Kartoffelpflanzen zu jeder Knolle als Dünger eine Nase hingelegt habe. Von einem Augster Fischer wurde erzählt, er habe einen Handwagen voller Fische nach Reigoldswil gezogen, weil nämlich in Prat-

teln und anderen nahegelegenen Orten kein Fisch mehr zu verkaufen gewesen sei. Doch auch in Reigoldswil habe man ihm erklärt, es sei schon einer mit Ross und Wagen dagewesen und habe zwölf Stück für zehn Rappen abgegeben. So gab denn der brave Augster dreizehn Stück für einen Batzen und leerte schliesslich dreihundert unverkauft gebliebene Nasen in einen Strassen-graben.

Wie die Birs-, so hatte auch die Augster Nasenfischerei nicht nur Freunde, liess es sich doch beim besten Willen nicht vermeiden, dass den Landbesitzern an der Ergolz durch die nächtlichen Fischer Schaden zugefügt wurde. Wahrscheinlich unterstellte man aus diesem Grund das Nasenfischen, das ursprünglich jedermann freistand, um die Jahrhundertwende einer behördlichen Kontrolle. Doch schon von 1913 an konnte man auf der Gemeindeganzlei keine «Nasenkarten» mehr beziehen: Die Terrassierung und Stauung des Rheins als Folge des Kraftwerkbaus hatte auch diesen Speisefisch vertrieben. Im dritten Jahrtausend gibt es ihn deshalb nur noch in kleinen Restbeständen.

Wenn man von heutiger Warte aus die Augster und Kaiseraugster Nasenfischerei vielleicht als romantische Idylle klassifizieren könnte, im vergangenen Jahrhundert half sie, wenn Ernten unregelmässig und bisweilen auch kärglich ausfielen, Mangelzeiten zu überbrücken. Sie fiel ja in die Frühlingsmonate, «in denen sich die Getreidevorräte des Winters langsam erschöpften und deshalb eine grosse Nachfrage nach zusätzlichen Lebensmitteln bestand».⁹ Die Nasen waren somit in der «guten, alten Zeit» recht eigentlich »Brotfisch».

⁹ Geu, S. 36.